

Nr. 62. Bromberg, den 15. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

(6. Fortsetzung.)

In der kleinen Stube saß der Chinese auf einem alten, mit schwarzem Wachstuch bezogenen Sofa. Lia, Jim und Kowalewski blieben an der Tür stehen. Sie musterten sich. Plötzlich faßte der Chinese seinen Zopf mit der Rechten, mit der andern Hand die Enden seines Bartes, und riß sich Perücke und Bart ab.

„Jack!“ schrie Lia auf.

Jack Doherty lachte. „Feine Maske, was? Ich glaube, mein eigener Vater hätte mich nicht erkannt.“

Man setzte sich. Die gegenseitige Vorstellung war schnell vorbei

„Du bist noch hübscher geworden, Jack, in der heißen Sonne Zentralamerikas“, begann Lia die Konversation.

Jack lächelte geschmeichelt. Kowalewski warf ihm einen eifersüchtigen Blick zu. „Warum haben Sie diese Verkleidung gewählt, Mr. Doherty?“ fragte er. „Sie kamen ja an wie ein verfolgter Verbrecher“

Jack sandte Lia einen fragenden Blick zu, ob Kowalewski zuverlässig sei. Eine kaum merkliche Handbewegung Lias bestätigte.

Nun begann Jack ungeniert seinen Bericht. Nachdem ihn Mary überraschte, als er eben die Impfung Ralph Torstensens vollzogen hatte, war er Hals über Kopf geflüchtet. Er hatte nur schnell sein Bargeld zu sich gesteckt und war mit Marys kleinem Rennwagen zur Küste gefahren, wo ein Dampfer, der den Verkehr zwischen den Antillen vermittelte, anlegte. Von da nach Charleston gekommen, hatte er sich bei einem chinesischen Hehler seine Kleidung Maske und Papiere besorgt, und sich die Adresse dieser Verbrecherkneipe geben lassen, — immer von der Angst getrieben, daß Hee die Angelegenheit der Polizei übergeben hätte, — und war als Zwischendeckspassagier mit der „Bavaria“ gefahren. Zu seinem großen Erstaunen vernahm er, daß von einer Verfolgung des Dr. Jack Doherty wegen Mordes oder Mordversuches nichts bekannt sei.

„Eine verdammte Geschichte“, beendete er seine Erzählung „alles war so schön eingefädelt. Wäre das Mädel nicht dazwischen gekommen, wäre dieser Torstensen auf seiner Südseereise irgendeines schönen Tages abgekratzt, ohne daß irgendjemand den Zusammenhang geahnt hätte.“

„Und das Gift?“ fragte Lia, „wo hast du das Gift?“

„Stehenlassen müssen, das ist ja die Schweinerei, wie konnte ich denn das Gift mitnehmen, war froh, daß ich an dem Blitzableiter mit gesunden Knochen herunterkam.“

Lia Lys Gesicht wurde blaß. „Dann war also die jahrelange Arbeit umsonst oder kannst du das Serum wieder herstellen?“

„Ohne den alten Hee nicht, und ohne all die Versuchstiere, die seit Monaten infiziert sind.“

„Warum hast du es nicht wenigstens vernichtet?“

„Der Teufel soll an alles in solcher Situation denken, mir lag in dem Moment mehr daran, mein Leben in Sicherheit zu bringen, und außerdem der alte Hee kann's in seinem Laboratorium immer neu herstellen, aber ich glaube, die Lust wird ihm dazu vergangen sein.“ Er lachte zynisch. „Ja, teuerste Li“, er nahm ihre Hand, „sei men nicht böse, die Sache ist verfahren, hab's gut gemeint und gut gemacht, aber der Teufel hat seine Hand im Spiele gehabt. Na, das nächste Mal hab ich mehr Glück, auf ein Neues!“

Sie entzog ihm ihre Hand mit jähem Ruck. „Du vertröstest mich wie immer. Ich habe dir ein Vermögen geopfert. Mit meiner Hilfe hat der verbummelte Student Jack Doherty sein Examen bestanden. Ich habe dich equipiert, als Hees Annonce in der „Times“ erschien. Ich habe dir die guten Auskünfte besorgt, ich habe sogar eingewilligt, daß du dem Mädel den Kopf verdrehst, damit wir endlich eine solide Basis finden. Dafür hast du mir hoch und heilig geschworen, mir das Gift zu besorgen, das uns ungeheuren Nutzen bringen könnte, — und jetzt kommst du wieder mit leeren Händen.“ Er unterdrückte im Gefühl seiner Ohnmacht eine bissige Erwiderung. „Aber Lia, sei doch vernünftig, ich habe doch gearbeitet wie ein Pferd die Jahre hindurch, auf alles verzichtet, nur um dir meine Schuld abtragen zu können.“

„Es kommt im Leben nur auf den Erfolg an, Verehrtester“, mischte sich Jim ins Gespräch, „und vor allem bei unseren Geschäften. Ihre Erfolge aber lassen zu wünschen übrig.“

Jack sprang auf. „Mit welcher Berechtigung reden Sie hier mit hinein?“

„Jim ist mein Kompagnon, sozusagen“, erwiderte Li. „Ich habe es satt, von einem Varieté zum andern als Operettensängerin zu ziehen. Das Geld liegt auf der Straße. Jim versteht es aufzuheben.“

„Merke nicht viel davon, ihr scheint hier auch verdammt auf dem Trockenen zu sitzen!“

„Kommt bald anders“, Kowalewski beugte sich spöttisch zu ihm hinüber, „man hat nur auf Sie gewartet, um einen Hauptkoup auszuführen. Ich bin leider nicht intelligent genug dazu.“

„Also Lia, worum handelt es sich“, lebhaft sprach Jack auf Li ein.

„Du wirst sehen, diesmal habe ich mehr Glück.“

Lia schwieg unentschlossen. Er nützte ihr Schwanken aus. Ihre beiden Hände fassend, sah er ihr tief in die Augen. „Sei wieder gut“, flüsterte er erregt. Sie wollte ihn wegstoßen, aber von der Suggestion seines Blickes gefangen, brachte sie nur ein kraftvolles „Laß mich“ heraus.

„On revient toujours“ kommentierte ironisch Kowalewski.

Jack fuhr herum. „Ich verbitte mir alle Spitzen, was Lia und ich abzumachen haben, geht keinen Dritten etwas an. Sie können nachher reden.“

Kowalewski verbeugte sich höhnisch. „Selbstverständlich, nach Ihnen, Mr. Doherty, — immer nach Ihnen!“

Der Ton ärgerte Li. „Misch dich nicht in meine Privatsachen, Voleur, Jack Doherty hat sein Möglichstes getan, und das ist alles, was wir von unseren Genossen verlangen.“

Jack küßte ihr die Innenfläche der Hand. „Wie gut, wieder bei dir zu sein!!“

„Es wäre besser, nunmehr zu einem Ziele zu kommen!“ Jim, der die ganzen Vorgänge mit verächtlichen Mundwinkeln beobachtet halte, riß das Gespräch an sich. „Es gilt jetzt, möglichst bald wieder Geld zu schaffen, da Lia sogar ihren Vertrag gelöst hat, und Mr. Jack ohne die erwarteten Millionen heimgekehrt ist.“

„Lassen wir die alten Geschichten ruhen und denken wir an die Zukunft!" stimmte Lia zu.

Sie bestellten bei dem Bas zu trinken, um Jack zunächst in den Plan, sich die Erbschaft in Essex anzueignen, einzuweihen. Stundenlang saß das vierblättrige Kleeblatt beisammen, und als man endlich den „fidelen Anker" durch den zweiten Eingang, der in einer anderen Straße mündete, verließ, hatte man beschlossen, erst einmal nach Essex zu fahren, um die Gelegenheit gründlich „auszubaldowern". Jim sollte sich gleich morgen nach der ersten Fahrgelegenheit erkundigen.

Man bog aus der „Kleinen Freiheit" in die „Große Freiheit" ein. Jim blieb mit einem Ausruf der Verwunderung stehen. Der alte Kavalier, den sie schon beim Betreten der chinesischen Plättstube beobachtet hatten, wandelte noch immer, den Stock unter dem Arm, den Zylinder etwas seitwärts übers Gesicht, auf und ab. Aber als Jim die anderen zurückbleiben hieß, und sich ihm näherte, stieg er wie zufällig in ein vorüberfahrendes Mietsauto. Jim blieb kopfschüttelnd stehen. Die anderen jedoch erklärten seine Beobachtungen für Hirngespinste.

„Die Giftgeschichte hat dich wohl etwas nervös gemacht", meinte spöttisch Lia, „es gibt genug Lebemänner, die die Nächte dazu benutzen, in der Kleinen und Großen Freiheit spazieren zu gehen."

An einer Wettannahmestelle vorbeikommend, bemerkte Jim zur allgemeinen Freude, daß Fliegentöter mit einer Quote von 184 : 10 das Derby gewonnen hatte.

„Na siehst du, Jim, Graf Eberstein versteht doch etwas mehr von Pferden als unser Exmeister!" lachte Lia, die am Arme Jacks ihre gute Laune wiedergefunden hatte. In bester Stimmung trennte man sich diesmal, um verschiedene Hotels in der Nähe des Hafens aufzusuchen.

Zur selben Zeit stand Graf Luodgar von Eberstein im Hamburger Hauptpostamt, und hatte ein dringendes Ferngespräch mit Berlin, das über eine halbe Stunde dauerte.

Achtes Kapitel.

Die „Tarantella" hatte eine schnelle, glückliche Überfahrt. Mary gab sich alle Mühe, Ralph aufzuheitern. Immer nieder fand sie neue Kombinationen, ihm das schreckliche Ereignis in neuem, günstigerem Lichte darzustellen. Mit rührender Sorge umgab sie, die bisher stets der Mittelpunkt aller Fürsorge gewesen war, ihren Bräutigam. Und Ralph, dem das Schicksal frühzeitig die Mutter entrissen hatte, lernte das Leben von einer ihm bisher gänzlich fremden Seite lieben. Hatte er in Mary nur die gute Kameradin gesehen, mit der es eine fröhliche Fahrt durchs Leben geben sollte, so keimte jetzt in seinem Herzen die Bewunderung für dieses junge frohe Geschöpf auf, die stärker als er selbst, den Kampf mit dem Tode für ihn aufnehmen wollte.

Manchmal kam ihm alles wie ein schwerer, unglaubhafter Traum vor. Er fühlte sich frisch und gesund wie immer, und Streck, der überhaupt von Medizin und Doktoren wenig hielt, bestärkte ihn in dieser optimistischen Auffassung. Es kamen wieder Stunden, wo die Qual der Gedanken ihn verzweifeln ließ. Dann war es Mary, die ihn tröstete, und von der Zukunft sicher und leuchtend sprach.

Dr. Hee hatte sofort ein ausführliches Telegramm an Dr. Werkmeister geschickt. Die Antwort sollte sie in Hamburg erwarten. Einen Tag später als die „Bavaria" lief die „Tarantella" in Hamburg ein. Bald darauf waren sie im Besitz der Antwort. Der Vertreter Dr. Werkmeisters hatte es kraft seiner Vollmacht geöffnet und teilte ihnen mit, daß Dr. Werkmeister auf einer Forschungsreise nach der Südsee sei, von der er erst in dreiviertel Jahren zurückerwartet werde. Er rate aber, in Hamburg Professor Dr. Berghold aufzusuchen, der ebenfalls Spezialist für Vergiftungen aller Art sei.

Es war ein harter Schlag für Mary und Ralph.

Die „Tarantella" hatte im Hamburger Hafen Anker geworfen. Ralph ging an Deck auf und ab. Wie ein Tiger immer wieder die Stäbe seines Käfigs entlangstreicht, die ihm den Weg in die Freiheit sperren, so suchte auch er einen Ausweg und ging doch immer wieder dieselben Gedankenbahnen.

Die Sonne lag strahlend auf der Stadt. So pulsierend war das Leben um ihn herum! So unerhört stark klang hier alles von Schaffen und Kraft! Die Niethämmer klopften in eiligem Takt von den Werften herüber. Die Schiffe zogen ihre Bahn. Geschäftig jagten die kleinen Schlepper durchs Wasser, vor Eifer stöhnend. Überall Sonne, überall Leben!

Mary kam an Deck. Sie hatte ein helles Sommerkleidchen angezogen. Frisch und fröhlich trat sie zu ihm. Wie er sie liebte! Er hätte auf sie zueilen, und sie in seine Arme pressen mögen. Aber er scheute sich, ihr nur die Hand zu reichen. Aus dem lebensfrohen Kraftmenschen war in den wenigen Tagen ein empfindsamer Grübler geworden.

„Na, Ralph, noch nicht fertig?"

„Wo willst du hin?" fragte er erstaunt.

„Selbstverständlich sofort zum Professor! Es ist Zeit, daß dir irgend ein Facharzt sagt, wie töricht deine Angst ist."

Ralph schüttelte den Kopf. „Zwecklos, Mary, zwecklos! Dein Vater ist zu ehrlich gewesen. Es gibt keine Hilfe für mich, es soll wohl keine geben. Dr. Werkmeister schwimmt auf der Südsee, das Schiff legt nirgends an, er ist unauffindbar. Und dieser Professor? Wo dein Vater keinen Rat wußte, wird er noch viel weniger Rat wissen!"

„Ralph, nicht verzweifeln! Sieh, wie die Sonne lacht, wie sie Leben weckt aus allem! Ich glaube so ungeheuer stark, daß ich in tiefster Not lachen kann, weil ich ja weiß, daß das Glück wiederkommt. Es ist, wie wenn eine Wolke über die Sonne zieht. Um so schöner wird sie wieder strahlen. Also lauf, Liebster, mach dich fertig! In einer Stunde lachen wir vielleicht."

„Mary, ich sehe erst jetzt die Sonne, ich liebe jetzt erst das Leben! Ich fühle Kraft in mir wie noch nie, denn ich sehe dich!" Und er lief in die Kajüte, um sich anzuziehen.

Da drehte Mary sich schnell um, damit er nicht sähe, wie das Weinen ihre Augen verdunkelte.

Jim schlenderte indessen am Hafen entlang. Sie wollten mit irgendeinem Kohlendampfer, dessen Kapitän nur manchmal Passagiere mitnahm, fahren, um dann in Essex als Touristen die Gegend zu durchstreifen. Jim war zufrieden. Jack gefiel ihm. Er pfiff vor sich hin. Wie geschickt dieser Jack Lia eingewickelt hatte, Donnerwetter noch einmal, das war ein anderer Kerl wie der Voleur, mit dem konnte man Geschäfte machen! Er freute sich bei dem Gedanken, daß Kowalewski bei Lia nun „abgemeldet" war. Schade nur, daß man dem aufgeblasenen Dummkopf noch seinen Anteil geben mußte. Aber der war imstande, alles zu verpfeifen, der Lampenmacher. Jim wollte nach dem Freihafen, da lagen manchmal Schiffe, mit dessen Kapitän sich reden ließ. „Woher nur der Eberstein den Tip „Fliegentöter" gehabt hatte? Schien doch ein verteufelt schlauer Bursche zu sein!"

Ein Auto, in dem ein Herr und eine auffallend hübsche Dame saßen, raste an ihm vorüber. „By Jove, das war ein Mädel! Wenn er erst wieder ordentlich Geld hatte, wollte er sich auch wieder eins anschaffen, — so ein Mädel wie die da!" Seine Augen glänzten bei diesem Gedanken. Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Was lag denn da für eine Yacht im Hafen? Das schnittigste Fahrzeug, das er je gesehen. Wie hieß das Boot? Er buchstabierte, die weite Entfernung ließ ihn die Buchstaben nur mühsam erkennen.

„Ta—ran—tel—la!" Donnerwetter! Das war doch die Jacht des Amerikaners, von der Jack erzählt hatte.

Ein Matrose kam gerade des Wegs.

Er bot ihm eine Zigarette an. Der Janmaat steckte sie nachlässig hinters Ohr.

„Kennst du das Boot?"

„Nee, is hüt früh binnen kommen, von Amerika."

Jim wußte genug. Er dankte, rief das nächste Auto an. „Chauffeur, so schnell als möglich Hotel „Grüner Baum"."

Jim stand noch immer im Auto, und starrte das Fahrzeug an, während der Wagen mit möglichster Geschwindigkeit seinem Ziele zustrebte.

Professor Berghold hatte sich den Fall genau vortragen lassen, Ralph eine Blutprobe entnommen, und auch das indische Gift einer genauen Untersuchung unterziehen wollen. Dann hatte er Ralph und Mary auf den Nachmittag bestellt, um ihnen das Resultat seiner Untersuchungen mitzuteilen.

Als sie zum Schiff zurückkehren wollten, stolperte Mary über eine Laufplanke. Ein elegant gekleideter Herr mit englischem Schnurrbart, der mit dem Krimstecher die „Tarantella" musterte, sprang hinzu.

„Gestatten, Gnädigste!" Mary dankte kurz.

„Ein entzückendes Persönchen", murmelte Kowalewski. „Würde ich auch der roten Lia vorziehen!"

Ein Pfiff ertönte. Hundert Schritte weiter schlenderte Jim herum. Die Verbündeten hatten das Schiff und seine Passagiere unter Beobachtung genommen.

Streck war mit der Auskunft, die Mary heimbrachte, recht unzufrieden. „Ich segg es ja, diese Dokters!" meinte er. „Na, hüt nachmittag fahr ich mit. Wir müssen doch nu endlich mal wissen, was los is."

Und so geschah es. Punkt vier Uhr setzte die Pinasse Streck, Ralph und Mary an den Landungsbrücken ab. Es fiel ihnen nicht weiter auf, daß ein kleiner sehniger Mann, der wie ein Rennreiter aussah, kurz nach ihnen ein Auto bestieg, das dem ihren folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Rohrbruch.

Eine Tauwettergroteske von G. W. Beyer.

Eine Woche lang konnte sich Frau Schwammerl den Nachbarinnen gegenüber nicht genug spreizen: „Ja, sehen Sie, das kommt davon, wenn man nicht acht gibt! Bei uns läuft die Leitung noch immer. Wir passen aber auch auf und haben einen Petroleumofen neben den Haupthahn gesetzt. Da brauchen wir die Leitung nicht einmal nachts abzustellen.“ Am liebsten sagte sie das natürlich angesichts der frierenden Weiblichkeit, die vor dem Sprengwagen Schlange stand und über jeden Eimer Wasser froh sein mußte. Dann folgten Frau Schwammerls imponierender Gestalt stets gehässige Blicke: „Dumme, eingebildete Pute! Wenn doch auch ihr das Wasser einfrieren wollte!“

Eines Nachts wurde der menschenfreundliche Wunsch zur Wirklichkeit. Denn als Frau Schwammerl am Morgen den Wasserhahn in der Küche aufdrehte, entströmten dem Messingmund nur gluckſende und zischende Töne. Dann erstarben auch diese. Schreckensbleich lief Frau Schwammerl ins Badezimmer und drehte an sämtlichen kalten und warmen Hähnen. „Pfffft“, sagte der erste, und die anderen schwiegen mit boshaftem Grinsen: „Wasser? Nein!“

Hals über Kopf stürzte Frau Schwammerl in den Keller. Hätte sie nicht Angst um ihren guten neuen Schlafrock gehabt, so wäre sie bestimmt in Ohnmacht gefallen, denn der Petroleumofen brannte nicht mehr, und aus dem geborstenen Ablaßrohr quoll ein vereister Wasserfall.

Unter solchen erschrecklichen Umständen war es nur natürlich, daß Frau Schwammerl ihren Gatten an diesem Tag zum ersten Mal in ihrem Eheleben ungewaschen und ohne Kaffee ins Geschäft schickte. Doch dieser Kummer war nur gering im Gegensatz zum Schmerz der nächsten halben Stunden. Sie war die Vierundzwanzigste, die sich mit zwei Eimern bewaffnet hinter dem Sprengwagen aufstellte, und keine der vor und hinter ihr stehenden wassersüchtigen Damen versäumte, sich angelegentlich bei ihr zu erkundigen: „Na, Frau Schwammerl, ich denke, Sie passen so gut auf.“ Wehrlos stand die Ärmste im Kreuzfeuer schadenfrohen Bedauerns, und das Leid verschloß ihren sonst so rührigen Mund.

Endlich stand sie mit halberfrorenen Füßen und zwei schmerzlich errungenen Eimern Wasser in ihrer Küche: Als sie sich einigermaßen erholt hatte, läutete sie beim Klempner Sturm: „Sofort kommen! Ich muß wieder Wasser haben!“ — „Sofort kommen?“ lachte der Klempner am anderen Drahtende. „Alles der Reihe nach.“ — Drei Tage später schickte er seinen Lehrling. Der hieb mit entsprechendem Zeit- und Kraftaufwand den Wasserfall los, schnitt das Ablaßrohr ab und lötete es zu: „Wenn Tauwetter kommt, wird alles in Ordnung gebracht.“ Leider ließ das Tauwetter noch drei Wochen auf sich warten, und Frau Schwammerl erlebte schreckliche Zeiten.

Doch eines Tages, als das Schneewasser bereits von den Dächern floß und die Straße ein Sumpf war, meldeten die Wetterwarten mit altbekannter Unfehlbarkeit Tauwetter an. In der Wasserleitung aber rührte sich noch nichts. Frau Schwammerl war krank vor Kummer und Ärger und fiel jeden Abend in totenähnlichen Schlaf. Herr Schwammerl schnarchte gefühllos wie immer.

Eines Nachts aber träumte er. Er sah sich in den Ferien und hörte das liebliche Rauschen eines Wasserfalls. Dann kam er an einen See mit kristallklarem Wasser, und Kähne schaukelten auf der Flut. Herr Schwammerl legte sich an den grünen Strand, und die Wellen schlugen raunend gegen das Ufer. Er fühlte sich wunschlos glücklich, Frau Schwammerl war nirgends zu sehen. Doch plötzlich schwoll das Wasser und netzte ihm merkwürdigerweise nicht den Fuß, sondern die Sitzfläche seiner schönen weißen Sommerhose. Herr Schwammerl sprang entsetzt hoch und erwachte: „Was ist los?“

Er warf die Decke zur Seite: „Licht!“ und schoß mit beiden Beinen aus dem Bett. Da stand er bis an die Knie im Wasser. Entsetzt kletterte er auf das Bett zurück, doch die Nässe drang durch die Matratze: „Hilfe!“ Sein Schrei verklang ungehört, denn Frau Schwammerl schlief noch ermattet. Da packte ihn der Mut der Verzweiflung, und er bahnte sich durch das Wasser seinen Weg nach der Tür, wo schlauerweise der einzige Schalter angebracht war. Das Licht blitzte auf: das Zimmer war ein See.

Herr Schwammerl stand einen Augenblick betäubt, dann watete er todesmutig zurück und rüttelte seine Eheliebste hoch: „Steh auf, wir ertrinken!“ Frau Schwammerl zeigte sich als starke Frau der Situation gewachsen. Sie brandete durch das Wasser in das offene Badezimmer und drehte an sämtlichen Hähnen. Doch das muntere Plätschern verstummte nicht, denn das Wasser lief kataraktartig aus der Wand, und in der Badewanne lagen einige herabgefallene Kacheln. „Dreh den Haupthahn im Keller zu!“ schrie Frau Schwammerl ihren Gemahl an und flüchtete auf den Waschtisch, der unter ihrem Gewicht empört aus den gequollenen Fugen krachte. Das erste Vollbad nach Wochen.

Herr Schwammerl kämpfte sich seinen Weg durch das Schlafzimmer. Das Wasser riß ihm die Türklinke aus der Hand und schoß hinter ihm her. Es quoll in das Wohnzimmer, in die Küche und trug den Papierkorb im Herrenzimmer spazieren. Es tanzte die Kellertreppe hinunter, und Herr Schwammerl floh vor ihm her. Da glitt er aus und schoß kopfüber in einen unterirdischen See. Er raffte sich prustend hoch und erreichte den Haupthahn. Wie ein Wahnsinniger drehte er, bis ihm der Griff in der Hand blieb. Doch das Wasser floß immer weiter aus einem Riß im Hauptrohr.

Als sich Herr Schwammerl endlich wieder bei seiner pudelnassen Eheliebsten einfand, graute der Märzmorgen. „Es nützt alles nichts“, sagte er verzweifelt. Da watete Frau Schwammerl zum Fernsprecher und verlangte den Klempner. Nach qualvollem Warten meldete sich endlich eine verschlafene Stimme: „Was ist denn los?“ — „Kommen Sie sofort! Wir haben zwei Rohrbrüche, und das Wasser steht in der Wohnung.“ Der Schrei ihrer gequälten Seele ließ den Klempner kalt: „Alles der Reihe nach. Sie sind Fall 112. Heute morgen fangen wir mit Nummer 41 an. In drei, vier Tagen sind wir bei Ihnen.“ Und er hängte ab. Frau Schwammerl fiel trotz des guten, neuen Schlafrocks, den sie übergeworfen hatte, in Ohnmacht und ins Wasser.

Nachdem Herr Schwammerl seine Gattin auf die Bodentreppe gerettet hatte, fiel ihm glücklicherweise die Feuerwehr ein. Die kam eine halbe Stunde später mit der großen Pumpe angerattert, stellte den Leitungsstrang auf der Straße ab und rettete die Familie Schwammerl vor der Wasserflut.

Frau Schwammerl erholte sich nur langsam. Doch als sie beim ersten Ausgang eine Nachbarin traf und als diese scheinheilig fragte: „Wie geht's Ihrem Petroleumofen und Ihrer Wasserleitung?“, da bekam sie einen Tobsuchtsanfall. Die Arztkosten und die Rechnung des Wasserwerks zerstörten Herrn Schwammerls Traum von einem Ferienaufenthalt am kristallklaren See.

Das Vermächtnis des Bauern.

Skizze von Gerhard v. Gottberg.

Draußen flutete die Sonne, spielte mit frohem Glitzern über den Hof, da wo die Hühner emsig ihr Futter suchten und der Hund sich in wohliger Wärme dehnte. Von der nahen Wiese erklang das Lachen von Kindern.

Drinnen in der niedrigen Kammer des Hauses war es ganz still. Ein Ächzen rang sich auf, quoll wie im letzten aufbegehrenden Veratmen von der Bettstatt, wo der sterbende Altbauer lag. Keinen Blick brachte der Greis vom Zimmerbalken ab, immer wieder bohrten sich seine fieberglänzenden Augen in die tiefe, schwarz angelaufene Schrunde des Holzes. Dämonen der Erinnerung peinigten ihn, krächzten Hohn noch in seiner Sterbestunde. Die Spalte dort . . . die rissig breite, wie hatte er sie in langen Jahren zu schließen versucht, zu glätten . . . Und sie war doch geblieben in immer drohender, lastender Anklage, untilgbar wie die Schuldnarbe, die sich in der menschlichen Seele einkerbt.

Dann begann der Alte zu sprechen, stoßweise und mühsam, atemsuchend in jenem wissenden Offenbarungswillen, der die Menschen antreibt, sich in der Sterbestunde von den letzten Lasten zu befreien.

Sein Sohn unterbrach ihn nicht, lehnte stumm an der Schrägwand, folgten des Vaters Blick zu dem schwarzen, gähnenden Spalt im Balkenholz hinüber, den er seit jüngster Kindheit kannte und der doch einmal nicht dagewesen sein mochte.

Weit zurück ging der ächzende Altbauer in seinen Gedanken; er sprach vom Hof, der ihnen als Vätererbe überkommen, der ihm als junger Gesell schon anvertraut war, freilich . . . verschuldet und ausgezehrt. Jahre des Ringens kamen; hager war er geworden vor rastloser Arbeit und quälender Sorge. Und sein Weib . . . ?

Der Greis schwieg, lauschte halb aufgerichtet dem Stampfen der Rappen im Stallanbau des Hauses, hustete.

„Schweig doch! Das Reden ist ungut“, bat der Sohn.

„Laß mich!“ kam es rauh, fast grollend zurück.

Und wieder wandte der Kranke sich zu seinen Gedanken. Immer düsterer war es damals geworden. Hypotheken drückten, und Zinsen schwollen unbezahlt zu grimmer Marter an. Die Seuche hatte sich im Hofe eingenistet. Trieb man auch den Pflug von Tagesgrauen bis zur Nachtdämme-

rung durch die Scholle, immer blieb das graue Elend mit den Gespensteraugen der Not hinter einem, glich den Krähen und Raben, die auch keiner von den Furchen verscheuchen kann. Mochte man die Scheuer mit Ernte füllen . . . ein Hohn war's! Sie brachte ja doch minder Erleichterung; längst war jedes Fuder im voraus für alte Zinsen verpfändet. Und dann wurde sein Weib bettlägerig . . . neben ihr schrie der junge Erbe dieses Sorgenhofes in seinen ersten Erdentag hinein. —

Eine schwarzdunkle Stunde kam! Es war still damals auf dem Hof; Sturm brauste durch die Nacht, und vom nahen Hochwalde herüber schrie der Kauz in jammerndem Klagelaut. Da schritt der Bauer zur Scheuer . . .

„Vater! Du wolltest doch nicht . . ." der Sohn trat zu seinem Bett.

Röchelnd sprach der Kranke weiter:

„Ich wollte nicht — ich — ich! Sieh die Schrunde dort am Balken! Nur eins konnte helfen, wenn Arbeit und Mühescheiß versagten, nur eins die Scholle mir erhalten . . . das Feuer! 10 000 Taler würde die Versicherung zahlen! Zehntausend! Was die Scholle mir nicht erbrachte, das Feuer würde es tun. Es mußte brennen, um uns den Hof zu retten! . . . Ein Strohseil wand ich zusammen, setzte die Stallaterne . . . schlich hinter die Linde am Schuppen, wartete. Jetzt . . . bald . . . bald würde es aufflammen, meine Hypotheken, meine Sorgen fressen! Ein Ende machen! Und keiner konnte mich der Schuld zeihen, keiner wußte davon. Nichts hatte deine Mutter bemerkt, als ich vom Lager schlich . . . Ich sah eine Flamme am Strohseil züngeln . . . näher und näher der Scheune . . .

Und dann . . . kam deine Mutter. Ein rotes Tuch hing um ihre Schultern, und ein Wehlaut entrang sich ihr, wankend taumelte sie näher in der Schwäche des Kindbetts. Ich sah sie, der dicke Schaum trat mir vor den Mund, die Adern schienen mir zu bersten. Sie trat auf das Seil, zertrat Flamme und Hoffnung, tastete sich in taumelndem Schwanken zum Haus zurück . . . Ich stürmte ihr nach, riß die Axt vom Holzklotz, brüllte wie ein tollwütig Tier vor Haß und Rache."

„Vater!"

Der Greis hörte des Sohnes Angstruf nicht. Mit gläsernen Augen starrte er zur Wand, blutrot färbte sich seine Stirn, stoßweise sprach er weiter: „Ich riß die Tür auf! Rote Flecken tanzten vor mir, und ein Brausen war in mir, das nach Rache und Blut schrie. Deine Mutter sah mich, wimmerte, warf sich über dich. Meine Axt wirbelte in jähem Schwung, ganz nahe von dir, näher noch deiner Mutter, fraß in splitternder Wucht jene Schrunde im Balken. Und dann . . . ich bin fort gestürmt, habe alles in die Hölle verflucht, den Satan zum treuesten Gefährten gebeten. Der Sturm brauste über mir in den Waldkronen, und der Häher klapperte am Geftämm. Als der graue Morgen kam, schlich ich heim, fand deine Mutter. Mein Tagewerk tat sie in müder Schwäche, fütterte die Kühe! Und in der Kammer schliefst du, unbewegt ob der Axt, die nahe von dir im Holze klammerte.

Und ich bin hingegangen, habe sie herausgezogen, habe das Messer genommen, gefeilt, geglättet. Die Schrunde blieb . . . gähnte düstere Anklage. Deine Mutter aber kam, nahm meine Faust, öffnete sie. Wie ein Weib sprach sie zu mir, und doch war sie mehr! Eine Peitsche klang aus ihren Worten, aber kein Vorwurf gegen mich. Es war etwas in ihr, was ich noch nie hörte und nie wieder vernahm, was mich doch fest machte. Dann ging sie hinaus an ihr Tagwerk . . . matt und doch hart; ich aber schirrte die Kühe vor den Pflug.

Lang ist das her! Mühselige Arbeit brach mir den Jähzorn. Nachtstunden wurden zur Arbeit, und die Kammer sah mich fast nicht mehr. Aber es wurde besser! Das hohläugige Gespenst „Sorge" blieb mehr und mehr hinter meiner Furche zurück. Und Jahre kamen, da auch das Fuder Korn, das ich einfuhr, wieder dem Hof zu eigen blieb, da es des Feuers nicht mehr bedurfte, um Hypotheken abzutragen . . . Als die Scholle frei der Last war, starb deine Mutter! Mit einem Segenswort ging sie, nahm einen Schwur von mir mit in die Grube. Nur die Schrunde blieb da im Balken, die tilgte keine Reue, löste weder Marter noch Sühne! Und sie soll bleiben, auch wenn ihr mich verscharrt! Bleiben für dich und die Enkel!"

„Warum?" kam des Sohnes leise Frage.

Es war lange still in der niedrigen Kammer. Stoßend ging des Alten Atem, und beider Blick hing in dem Riß, den einst die Axt geschlagen . . . einst . . . vor vierzig Jahren . . . in einer Nachtstunde menschlicher Irrung.

„Warum?" wiederholte der Greis müde. „Weil ihr Jungen immer daran denken sollt! Nur reine Hand entringt der Scholle Segen — nicht die Verbrecherfaust! Nur reine Hand streut aufgehend gute Saat, nur reine Hand zieht gerade Furchen ins Erdreich! Es ist besser, die Sorge lastet auf des Bauern Dach als der Fluch einer nachtdunklen Tat!" —

Draußen auf der Tenne bellte freudig der Hofhund, und Kinderlachen scholl jauchzend herüber. Der Sohn hörte es. Ein Gelübde stieg in ihm empor, das keine Wortprägung fand. Er gab es dem Vater nicht, gab es der toten Mutter. Die warnende drohende Schrunde da am Kammerbalken sollte bleiben, solange der Hof stand . . . als ein Vermächtnis der Eltern . . . und doch mehr!



Bunte Chronik



* **Furchtbare Tragödie eines Knaben.** Eine Tragödie, die sich vor etwa zehn Jahren zugetragen hat, wird erst jetzt bekannt. Die aus Darda im heutigen Jugoslawien gebürtige Anna Ritzmann ließ ihren kleinen Sohn von einem Zigeuner, ihrem Geliebten, blenden, der dann das arme Kind von Dorf zu Dorf führte und für sich betteln ließ. Durch die Aufmerksamkeit der Gemeindebeamten ist dieser tragische Fall nun nach zehn Jahren ans Tageslicht gekommen. Anna Ritzmann lernte vor zehn Jahren den Zigeuner Krsta Gyorgyevics kennen und verliebte sich in ihn. Der Zigeuner hatte in seinem Gefolge mehrere verkrüppelte Kinder, die mit ihm von Dorf zu Dorf zogen, bettelten und die Gaben ihrem Herrn abführten. Anna Ritzmann hatte damals einen etwa fünfjährigen Sohn Milan. Eines Tages machte der Zigeuner seiner Geliebten den teuflischen Vorschlag, den kleinen Milan irgendwie zu verkrüppeln, damit er beim Betteln besser die Mildtätigkeit der Mitmenschen wachrufen und ihm sowie seiner Mutter das tägliche Brot verdienen könnte. Die von der Leidenschaft ganz verblendete, unmenschliche Mutter willigte ein. Der Zigeuner nahm darauf vor den Augen der Mutter einen Eisenstab, erwärmte ihn bis zur Rotglut und blendete dem kleinen Milan beide Augen. Zehn Jahre lang mußte er mit dem Zigeuner von Ort zu Ort ziehen und vor den Türen betteln. Nachdem jetzt die Behörden den Fall aufgeklärt haben, wurde der Knabe sogleich in das Semliner Blindenheim gebracht, dessen Leitung nun nach seinen Angehörigen forscht.

*

* **Die blinde Braut.** Kurz vor Vollendung seines dreizehnten Jahres erblindete das älteste Mädchen einer nach Milwaukee ausgewanderten griechischen Familie. Bald darauf verlor auch das zweite Kind die Sehkraft, und die Ärzte mußten dem entsetzten Vater erklären, daß auch alle anderen Kinder mit dreizehn Jahren erblinden würden. Dem ältesten Mädchen schien das Schicksal eine Entschädigung für sein trauriges Los bieten zu wollen, denn als die Blinde siebzehn Jahre alt wurde, lernte sie einen Landsmann kennen und lieben. Die jungen Leute wollten heiraten, und das Mädchen war glücklich. Die Vorbereitungen zur Verlobungsfeier verschlangen die letzten Ersparnisse des Vaters. Der erste Tag des Festes verfloß in lärmender Freude. Am nächsten Mittag sollte die Feier nach altem griechischem Brauch fortgesetzt werden; doch bevor der Bräutigam oder einer der Gäste erschienen waren, traf im Haus der Braut die amtliche Vorladung zum sofortigen Erscheinen vor dem Jugendamt ein. Eltern und Tochter leisteten der Aufforderung Folge. Vor der Behörde mußten sie erfahren, daß die Fürsorge sich mit der Erblindung der Kinder befaßt hatte. „Wir dürfen es nicht zulassen, daß ein Mitglied dieser Familie heiratet, denn auch seine Kinder würden blind sein", erklärte die betreffende Fürsorgerin. „Der Staat muß sie unter seine Aufsicht stellen und darf nie gestatten, daß sie Wisconsin verlassen." Das Jugendamt schloß sich der Ansicht der Fürsorgerin an und bestimte, daß die Blinde sofort und auf Lebenszeit einer Anstalt überwiesen wurde. Als das sorgerin an und bestimmte, daß die Blinde sofort und auf immer eine Gefangene werden sollte, brach es schreiend zusammen.

Lustige Rundschau



* **Die liebe Tante.** „Nun, Lieschen, woran hast du mich gleich wiedererkannt, da ich doch solange nicht bei euch war?" — „Weil du mir wieder nichts mitgebracht hast, Tante."

*

* **Erklärung.** „Wozu hat der Mensch die Ohren?" — „Damit er die Brille dran festmachen kann."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.